

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 42. — Sonntag, den 30. Oktober 1927.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Das Jubiläum der St. Katharinenkirche zu Buchholz.

(Mit den Bildern der Pfarramtsleiter von 1827—1927. Hebr. 13, 17.)



Moritz Ferdinand Weidauer,
1827—1856.

Fünzig Jahre sind es in diesen Tagen gewesen, daß unser Gotteshaus nach gründlicher Wiederherstellung aufs Neue geweiht wurde. Es lohnt sich, auf jene Zeit heute einen Rückblick zu tun. Unsere Katharinenkirche ist ein Bauwerk, das aus den Anfängen unserer Stadt herrührt. Der Bau mag um das Jahr 1500 entstanden sein. Wir sind im Besitze eines



Die alte
St. Katharinenkirche.

Man sah anfangs die Balken und Sparren des Daches. Erst spät wurde eine mangelhafte flache Holzdecke eingebaut, die Emporen waren durch rohe Balken gestützt. Die Ausmalung der Kirche war sehr einfach und fast plump.

Ausgang der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts war man besorgt, daß die Schäden der Kirche eine Gefahr für die Besucher



Moritz Heinrich Rosenhauer,
1856—1880.

Abendmahlskelches, der die Jahreszahl 1512 trägt. Die Kirche war von vornherein so groß angelegt, wie wir sie jetzt haben, aber sie konnte nicht sofort vollendet werden. Die Zuschüsse, die man dafür erwartet hatte, blieben wohl bald aus, nachdem die Buchholzer Bürgerschaft sich sehr bald der Reformation zugewandt hatte und darum bei den Mitgläubigen in Mißkredit gekommen war. So ist die Kirche lange Jahre ohne Turm gewesen, bis man im Jahre 1659 statt des Hauptturms, der im Westen (Orgelseite) geplant war, einen etwas schmucklosen Turm über der Sakristei baute, der bis 1875 gestanden hat. Auch das Innere der Kirche war sehr dürftig.

bedeuten könnten. Es wurde ein Gutachten des Landesbau-meister Temper in Annaberg eingeholt. Dies Gutachten ist vom 8. Febr. 1872. Augenblickliche Gefahr sei zwar nicht vorhanden, aber das Balkenwerk des Daches sei doch in sehr schlechtem Zustand. Die Gemeinde habe die Verpflichtung, der Kirchbaufrage sehr energisch näher zu treten. Bei stürmischem Wetter dürfe kein Gottesdienst abgehalten werden.

Am 31. Dezember 1874 erlassen die Vorstände der politischen und kirchlichen Gemeinde einen Aufruf zur Sammlung von freiwilligen Spenden für den Kirchbau. Der Aufruf ist unterzeichnet vom damaligen Pfarrer Rosenhauer und



Johannes Kohlschütter,
1881—1888.



Karl August Peschel,
1889—1902.



Friedrich August Wolff,
1903—1926.



Paul Gerhard Sattow,
seit 1927.

Bürgermeister Hünefeld. Die Stadt Buchholz trug zu den Kosten des Kirchbaues 60 000 Mk. bei, allerdings mit der Bestimmung, daß die Leitung des Baues einem besonderen Ausschuß übertragen wurde, der aus dem Kirchenvorstand, dem Stadtrat und 4 Stadtverordneten bestand. Der Vorsitzende dieses Kirchbauausschusses war Bürgermeister Hünefeld. Außer dem Beitrag der Stadt stand zur Verfügung der seit Jahren gesammelte Turm- und Kirchbaufond in Höhe von 19 076 Mk., ein Beitrag des Landeskonfistoriums von 9600 Mark und Spenden aus der Gemeinde in Höhe von 43 830 Mark, darunter 24 000 Mk. von den Erben des † Herrn Eduard Bach. Der Kostenanschlag des zum Bauleiter bestellten Architekten Mödel betrug 135 000 Mk.

Am Sonntag Jubilate, den 18. April 1875, wurde das alte Gotteshaus, bei der Einweisung des Hilfsgeistlichen Bretschneider (des Vaters des hiesigen Dr. med. Bretschneider) zum letzten Mal benutzt. Architekt Mödel bestimmte zum Bauführer Herrn W. Pelsche aus Hinterhermsdorf, der sich mit großem Geschick seiner Aufgabe entledigte. Im Mai 1875 begann man mit dem Abbrechen des Hauptdaches und nahm den alten Turmknopf herab, in dem man Nachrichten von den Pastoren Melzer († 1733) und Spindler vorfand. Der Bau wurde rüstig gefördert. Am 26. August 1876 war es möglich, den neuen Turmknopf wieder aufzusetzen und das Hebefest zu begeben. Die beschäftigten Gewerke, etwa 70 Mann, zogen dann mit dem Kirchenvorstand unter Musik nach dem Ratskeller, wo ein Essen stattfand. Der Zug durch die Stadt wurde für die Arbeiter zu einem wahren Erntegang. Man überbot sich in Geschenken für die Bauleute, sodaß mehrere Wäscheförbe davon gefüllt waren. Besonders reich war die Gabe an bunten Tüchern, deren 424 geschenkt wurden, außerdem Schürzen, Strümpfe, Hosenträger, Zigarren, Tabak und Tabakspfeifen.

Am 8. Dezember 1876 erfolgte die Weihe der von Gebr. Jand in Leipzig gegossenen Glocken. Die Glockenweihrede begann mit den Versen:

Der alten Glocke feierliche Töne
begrüßen euch, die ihr dem Herrn geweiht,
im frischen Glanz, in jugendlicher Schöne,
und eingeholt mit herzlichem Geleit,
hier vor uns steht. Wir heißen euch willkommen,
eh' wir noch selbst von euch den Gruß vernommen.
Auf Bergeshöhen sollt ihr künftig wohnen,
vom schlanken Turme schauen in das Tal,
als Gottes Stimmen hoch in Lüften thronen
und bei der Erde Freude, Schmerz und Qual
der Christenchar die Lösung zuzurufen:
hier wohnt der Herr, naht seines Hauses Stufen!

Am 12. August 1877 war die Weihe der Kirche. Die Häuser der Stadt hatten Flaggen Schmuck angelegt. Am Vorabend fand Einläuten und Zapfenstreich statt, am Morgen klang der Weckruf der Schützengilde. Ein Festzug bewegte sich vom Markt durch die Karlsbader- und Schulstraße nach der mit Blumen und Laubgewinden geschmückten Kirche, die sich bald bis auf den letzten Platz füllte. Die Weiherede hielt Superintendent Dr. Schmidt, die Predigt der greise 74jährige Pastor Rosenhauer. Außerdem bestand der Festgottesdienst noch aus einer Festmusik der vereinigten Männergesangsvereine unter Kantor Böhscher, einer Taufe und einer langen Rede des Oberkonfistorialrats Zapf aus Dresden. Der Gottesdienst währte 3 Stunden, danach war ein Festessen im Waldschlößchen, bei dem der Berichterstatte 36 Reden gezählt hat. Unter den Rednern und durch die Reden Geehrten werden genannt: Kommerzienrat Adler, Bürgermeister Hünefeld, Pastor Rosenhauer, Oberlehrer Lohse, Dr. Maufe, Stadtrat Fischer (der an dem Tage gerade Geburtstag feierte), Advokat Koch, Kaufleute Helweg, Crüwell und Stark. Am Nachmittag war ein Waldkonzert im Stadtwald und der Bericht erzählt zum Schluß: Der Bahnhof und das Felsenschlößchen hatten bis zum späten Abend viele glückliche Gäste.

So war denn ein schönes Gotteshaus geweiht und die Klage und Sehnsucht erfüllt, die in dem Aufruf von 1874 erklang:

Oft wenn zur Kirche hinauf wir unsere Schritte gelenket,
fromm in vereintem Gebet uns zu erheben zu Gott,
oft fiel schwer uns aufs Herz schon, wie wenig der heiligen
Stätte,

Giebel und innrer Bau gnügt dem erhabenen Zweck.
Wie sie, auf stattlicher Höh' ein Bollwerk gegen das Niedere,
Doch von Geschlecht zu Geschlecht harret der Vollendung umsonst.

Auch die gegenwärtigen Kirchenbesucher haben in den letzten Jahren viel über das wenig erfreuliche Bild geklagt, das das Kircheninnere zeigt. Leider trägt unsere Kirche auch beim 50. Jubiläum noch kein neues Gewand, aber die grundlegende Arbeit ist doch dies Jahr getan, damit im nächsten Jahr die innere Ausmalung der Kirche geschehen kann, damit auch durch unsere Kirche das Wort Wahrheit werde: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth. Aber schon jetzt dürfen wir, nachdem uns Monate lang die Kirche versperrt war, wieder jubeln: Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, mein König und mein Gott. Wohl den Menschen, die Dich für ihre Stärke halten und von Herzen Dir nachwandeln. Pfarrer Satlow.

Die Mundart des Obererzgebirgers.

Die erzgebirgische Mundart, die als ein ostfränkisch-ober-sächsischer Mischdialekt bezeichnet wird, kann als eine einheitliche Mundart aufgefaßt werden, da sie gewisse gemeinsame Züge hat, die nur ihr eigen sind und durch die sie sich von allen Nachbarmundarten wesentlich und bemerkbar unterscheidet. Aber innerhalb der Mundart sind die Verschiedenheiten und Abweichungen, die besonderen Eigentümlichkeiten und unterscheidenden Merkmale so zahlreich und augenfällig, daß man gut und gerne eine ziemlich Anzahl von Untermundarten unterscheiden könnte. Ein tiefgreifender Unterschied macht sich zunächst geltend zwischen der Sprechweise des östlichen Gebirges, wo die ostfränkischen Bestandteile noch vorherrschen, und dem Westen, wo sie seltener und meist verschliffen sind; fast ebenso bedeutend ist der Unterschied zwischen dem oberen Gebirge und dem mittleren Höhenlande, wo ein allmähliches Verflachen und Verwischen der weiter oben schärfer hervortretenden Züge der Eigenart stattfindet. Aber auch sonst sind die Unterschiede, die Besonderheiten häufig. Jede Gegend, jedes Tal, ja jede Stadt hat ihre Eigentümlichkeiten, die als solche empfunden werden und die Quelle gegenseitiger Hänseleien zu sein pflegen.

Wir wollen betrachten, „wies Vulk redt“, und das redet anders in Ramms (Chemnitz), als in Ebern (Niederan), anders in Griechah (Grünhain), als in Zwehnz (Zwönitz).

Der Erzgebirger, besonders der Obererzgebirger, hat eine Vorliebe für dumpfe Vokale und harte Konsonanten. So werden au, ä, eu und ei zu aa (a), z. B. ra, Baar, Graad, Staan; — ei, eu und ö zu ä, z. B. lächt, lächt'n, schännta; — e zu a, z. B. har; — a zu oo, z. B. Soog'; — o zu uu (u), z. B. Luus. So wird aus j: g, z. B. gän'r (jener), Gahr, Gung, Gag'r (Jäger); — aus g: k, z. B. genunt, Barf (Berg), Relik (Glück); — aus h: f, z. B. Fluf (Floh).

Fälle von Lauterzeugungen, insbesondere Vokalerzeugungen zwischen gewissen Konsonanten, sind nicht selten, so beispielsweise: Gelut = Glut, geleich = gleich, Gelaug = Glanz, Gelaaben = Glauben, Galied'r = Glieder; ferner: d'rkannt = erkannt, ahamm = heim, noochert = nachher, weiter: Rumpes = Rumpf, Kupes = Kopf, ähnlich: Millich = Milch, Lärig = Lerche; endlich: Taafet = Taufe, Garmerich = Jahrmarkt (vergl. in Thüringen Almerich = Altenburg).

Weit häufiger aber sind die Ausstöße von Vokalen, die Verschleifungen von Silben und Wörtern. Gewöhnlich ist der Vokal in den unbetonten Vorsilben ge, ver usw. kaum hörbar, z. B. g'triem = getrieben. Manche Vorsilben verschwinden ganz, wie: 'rei = herein, 'ro = heran, 'nunger = hinunter. Die unbetonten Endsilben werden entweder ganz abgestoßen oder verschmelzen mit der Stammsilbe, z. B. bleim = bleiben, proom = proben, uhm = oben, Laam = Leben, Dond = Abend, gaehmt = geehnet, wint = wenig, Ruhng = Kuchen, gebung = gebogen, Seng = Segen, Kerng = Kirchen, aang = eigen, flung = fluchen, werng = würgen, v'rlaang = verleugnen, d'rwang = deswegen, Loong = Tagen, hiesing = hiesigen, Kann'r = Kantor, Rutkaat = Rotkehlchen, geha = gehauen, laen = legen, wer = würde, wurn = geworden. Die Verkleinerungsendung lein erscheint in der Form: la (le). Für die Adjektiv-Endung ig wird manchmal et gebraucht, z. B. schaaket = schedig, baanet = beinig. — Aber nicht allein unbetonte Silben werden abgestoßen und verschliffen, sondern auch solche mit einem Nebentone, z. B. Nupr = Nachbar, schawern = schwärzen, Handsch = Handschuh, Echerla = Eichhörnchen, Gahlich'n und Gahl'chen = gelbe Hühnchen, arb'n = arbeiten, nong = nachher. Auch kurze Wörter werden mit einander verschmolzen, z. B. wemmer = wenn wir, gimm'r = geh'n wir, vunna = von ihm, hottene = hat er ihn, nu'h = nun sich, ing = ich ihnen, Bornfinnel = geborenes Kindlein, gippt'r = gibt ihrer, alle-zamm = alle zusammen, immadim = um und um, fa'sn = kann es ihnen, guttegor = ganz und gar, epp'n = ob sie ihn, wür-terch = würde er sich.

Aus der Wortbeugung mögen nur die besondern Steigungen: ferner von sehr (= mehr) und ehnder von ehe, die eigentümlichen Zeitformen: huhl für hielt, fuhl für fiel, fuhng für fing, gehalten für gehabt und maanet für meinte erwähnt werden.

Die Sprache des Erzgebirgers weist noch manche Eigentümlichkeit auf. So mischt er seiner Rede gern selbstgeschmiedete Wörter bei und verunstaltet fremde aufs grausamste. Aus Larifari macht er „Larefar“, das Korsett zu einem „Kartschell“, das Porzellan zu „Porzelli“, eine Girlande zur „Gorlande“. Etwas ganz Neues ist „nieglnoigni“, wem man den Standpunkt klar machen will, den „lagenirt“ man, und ein ungezogener Junge wird nicht bei den Haaren, sondern „hun (beim) Wisch“ genommen. Während der Bauer des Niederlandes den ganzen Tag im Hofe und Felde „scharwerkt“, „scharbt“ der erzgebirgische; er heimst nicht ein so viel als möglich, sondern er „schobert“, geht auch nicht zum Nachbar auf Besuch, sondern „huh'n“. Ein lediger „Puß“ (Bursche) macht im Erzgebirge zwar keinen Lärm, aber großen „Teebes“ oder „Teebs“. Als Verkleinerungssilbe braucht der Erzgebirger statt chen und lein „la“ („Rihla“ = Rühchen, „Seila“ = Schweinchen); außerdem ist er ein Freund der Fickwörter „fei“ und „eppr“. Auch die Namen pflegt er zu verunstalten. Aus einem Ludwig macht er einen „Lud“ oder „Wig“ und Gottlob, Fried, Lieb verkürzt er zu „Lub“, „Fried“ und „Lieb“. Ebenso sind im Erzgebirge die Spitznamen mehr denn anderswo daheim. Jeder im Dorfe weiß z. B., wo der „Mahlhenner“ wohnt, während ihm der mit Mehl handelnde Heinrich so und so unbekannt ist. Auch fügt man den Taufnamen gern dem Familiennamen bei. Man macht aus dem Gottlob Schulze einen „Schulzenlob“ und sein Sohn Eduard wird zum „Schulzenlobward“, ja selbst ein „Hansen-frihenkarlsfried“ ist keine so seltene Erscheinung. Es bedingt schon einiges Nachdenken, um z. B. aus „Mahlhennerwigs Puß“ den Sohn von Mehlheinrichs Sohn Ludwig und aus „Fuchsdavidfordel“ die Tochter Konfordia des Gutsbesizers David so und so, der zufällig fuchsfarbige Pferde liebt, herauszufinden.

Erzgebirgische Volksjagen.

Der Fürst vom Greifenstein.

Ein Original war der im Jahre 1802 zu Drebach bei Ehrenfriedersdorf geborene Karl Pilz, welcher unter dem Beinamen „Zöppelpilz“, weil er anfangs mit weißen Badwaren, namentlich mit sogenannten Hörnchen oder Zöppeln, handelte, auch als „Messer-Karl“, da er Messer, Nadeln, Einziehstifte usw. feilbot, zu allermeist aber als „Fürst vom Greifenstein“, wie er sich selbst am liebsten nannte, vielen älteren Bewohnern unserer Gegend wegen seiner Eigentümlichkeiten noch in lebhaftem Gedächtnis steht.

Nach seiner Ueberzeugung war er der Prinz oder Fürst, welcher eine in den Höhlen des Greifensteins verzauberte Prinzessin zu erlösen habe, um sodann sein dortiges, zur Zeit noch untergegangenes Schloß, das er namentlich gern auf den von ihm zum Kaufe ausgebotenen Bildern zu sehen und zu zeigen glaubte, wieder aufrichten und mit seiner entzauberten Schönen bewohnen zu können. Die zur Erlösung der Prinzessin und zur Erbauung des Schlosses nötige Geldsumme hoffte er durch große Gewinne in Lotterien zu erlangen, weshalb er die als milde Gabe gesammelten Pfennige größtenteils in Lotterie- oder Lottolosen anlegte und wieder verspielte, wobei er sich am liebsten die betreffenden Losnummern mit Kreide auf den Rücken seines Rockes schreiben ließ.

Wunderlich war seine ganze Kleidung, seine ganze Persönlichkeit, und es fehlte ihm daher fast niemals an einer zahlreichen, aus übermütigen Straßenjungen bestehenden Begleitung, die sich an seinem närrischen An- und Aufzuge köstlich amüsierte. Gewöhnlich trug er einen blauen Frack mit blanken Knöpfen und gelben Streifen, an dessen linker Vorderseite er als Fürstenorden einen Riemen voller Knöpfe, Schnallen, Schraufschilder, alten Münzen und ähnlicher Dinge trug, die aber alle schön blinken und glänzen mußten. Zuweilen wechselte er den Frack auch mit einer alten Schützenuniform oder einem anderen auffälligen Kleidungsstück, wie er es gerade als Geschenk erhalten hatte. Die Kopfbedeckung bestand aus einem spitzen zugehenden hohen Hut, bisweilen auch aus einem Zylinder von Glanzleinwand, einem sogenannten Kutscherhute, der mit allerhand Federn, besonders Pfaufedern, sowie Spielfarten, Bildern und dergleichen geschmückt war und die Aufschrift: „Fürst vom Greifenstein“ hatte. Stets trug er an der Seite eine größere Ledertasche, die er besonders gern mit alten Uhren, gewöhnlich ohne alles Räderwerk, ausfüllte. Letztere puhte er selbst aus und versuchte sie, überzeugt von ihrem hohen Werte, an den Mann zu bringen. Mit Vorliebe pflegte er auch die Hinterseite seines Kostüms auffällig anzuputzen und namentlich mit alten Klöppelmustern, Tüchern und Schleifen zu behängen. Als großer Verehrer von Ringen hatte er sämtliche Finger gänzlich mit schlechten Ringen besteckt, worunter vorwiegend Pfeifen- und Tabaksbeutelringe eine große Rolle spielten und die zum Teil so ins Fleisch eingewachsen waren, daß er die Hände nicht gut krümmen, daher auch sehr schlecht zugreifen und arbeiten konnte.

Das Arbeiten war überhaupt seine Lieblingsache nicht. Auch bei leichter Beschäftigung hielt er nicht lange aus; vielmehr suchte er sich ihrer immer möglichst bald wieder zu entziehen, in der Gegend umherzustromern und bettelnd durchs Gebirge zu ziehen. Er war daher fast überall bekannt und soll auf seinen Vagabundenzügen sogar bis nach Wien gekommen sein, welche Stadt er besonders in sein Herz geschlossen hatte, und weshalb auch wohl: „s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“ Das Lieblingsstückchen des musikalischen und gesangliebenden Bummlers war. Seinen Gesang begleitete er oft auf einem alten Leierkasten, oder er ließ die Bilder seines Guckkastens bewundern, um sodann seinen Obolus dafür in Empfang zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Erzgebirger! Lest Euer Heimatblatt
die „Obererzgebirgische Zeitung“.



Mei' Bild.

(Nachdruck verboten.)

Mir soß'n hinner'n Us'n dra',
mei' Freind Gustav un iech,
hoom zamm gemietlich dischferiert
von Taub'n- un Hühnervieh.

D'r Gust, wie e gellarnter Maa,
wußt' do in all'n Beschäd.
'r kunnt sogar dos Viechzeig „mol'n“
mit greßter Ähnlichkät. —

„Wie wärsch dä nu emol mit mir?“
saacht iech un lacht'n aa';
„iech bie doch lechter noch ze mol'n,
wie ju e Gackerhah'!)“ —

Gesogt, getaa'! Er nahm e Blatt,
rüdt' miech in Lampen'schei',
un lus ging — eh' mer sich's versog²⁾ —
de Bilder-Molerei.

Ich hatt' noch net bis sachz'g gezeehlt,
do war sei Warf geschah'.
De Schtärn,³⁾ dr Schnurrbart un de Nos'...
all's schtimmet ganz genaa.

Wie mir uns ju dos Bild besah',
fimmt's Neibert-Gung'l rei';
un richt'g: Mei Gust, dar ward's doch freeng,⁴⁾
war dos wuhl täte sei'.

Dr Gung drehet sei Köpp'l scheef,
setzet ne Dhten⁵⁾ aus.
„E Feierriepel!“ kam's aah schie
wie off Kommando raus.

Mei' Gust saacht: „Maa, do ärrscht de diech!
dos ist dar Onkel do!“
Dr Gung ward schtille, greift an Kup
un nimmt sei Dachmütz ro.

De Wang⁶⁾ quall'n immer wetter raus,
je sei, wie abgezünd't:
„Worüm is 'r dä kuhltropel-schwarz?....
Dar seist⁷⁾ wuhl egal „Tint!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Haushahn, ²⁾ versah, ³⁾ Stirn, ⁴⁾ fragen, ⁵⁾ Atem, ⁶⁾ Augen,
⁷⁾ säuft.

Dr große Schrack.

Nachdruck
verboten.

Von Laura Herberger, Buchholz.

„Schinn gut'n Tag, Gevatter; de hast doch nisch dregeng,
wenn iech e paar Schtund'n mit dr Urbett zu dr kumm“, saht
de Köhl'r Minna z'r Raimund Pauline, die drei Heis'r von
ihr entfarnet wuhnet.

„Nu latsch nör kah setts Zeig“, saht dodrauf de Pauline,
„de wäht's doch, daß iech dich allezeit garn bei mir gesah hoh
un heit bieh iech gnoch drzu allah drhamm, mei Mah is ge-
schäftlich auswarts.“

Iech muß dr nämlich von änn gruß'n Schrack drzehl'n,
dann iech gest'rn hat“, mahnet de Minna dodrauf.

„De warscht's nett song, wos is dr däh passiert?“ freget
de Pauline.

Nu fieng de Minna ah ze drzehl'n: „Du wäht's doch, daß
iech in männ klänn Gart'n e paar Ardbbeerbeet miet hoh; nu
hatt'n de Beer heier sehr gut ahgeseht, eb'r de Schtöckle hatt'n
e su viel Blätter, daß de Sonn' die innewending Beer kah
biss'l ahscheine kunnt. Drim fieng iech ah, die auß'rn Blätt'r
ewing wag ze schneid'n. —

Dobei market iech, daß de Kinn'r wied'r allrhand Schtahngle
reigeworf'n hatt'n. Nu, dacht iech, wos is däh dos fir e garsch-
tiger, braun'r Schtah? Unn iech well ahm zugreif'n, im ne
nei in Wink'l ze warf'n, do mark iech zu männ gruß'n Schrack,
daß dar Schtah lawandig ward un siech nooch dr Eck zu fort-
bewegt. Iech tuh änn laut'n Schraa unn such't'l mit'n Händ'n
in dr Luft rim; dann dr ormantliche Schtah war e gruze
Kröt, die esu e garschtige schrumpliche Haut hat unn dar
ihr Kopp vun änn brat'n Ardbbeerblatt vrdeft gewas'n war. —
Drndlich geschitt'lt hot miechs un iech hat' nör dann änn
Gedank'n, wie bräng iech die Kröt aus männ Beet naus?
Wiewuhl iech vun dr Schul har wußt, daß de Kröt'n ganz
nützliche Tier sei, weil se all'rhand Gewirm frass'n, su kah iech
se obr doch nett leiden, weil se gar esu eklich ausanne.

Do gieng gerad de Nachbrschfraa in ihr'n Gart'n unn iech
drzehtet ihr vun männ Schrack. „Wänn iech nör wißt, wie
iech die Kröt aus männ Beet naus brächt“, saht iech noch.

„Nu“, mahnet de Nachbrschfraa dodrauf, „dos is geschwind
geschah, do schick iech emohl männ Gung rim, dar meg se in
de Wschgrub warf'n.“

„Jna, dos mach mr nett“, saht iech, „do müßt se doch esu
ziel leid'n; iech sah, daß iech se in änn Gim'r nei bränge kah
un nocht ruff iech Ihr'n Klänn rim, daß'r mr die Kröt in
de Walddalong tregt.“

Iech besorget nu arscht mei Wittigass'n un nocht nahm
iech änn Schtöck'r miet nunn'r in Gart'n un änn Gim'r drzu;
iech stacket nu behutsam in Wink'l (unn'r änn gruß'n Schtah)
hiech un har, im de Kröt aus ihr'n Vrstedt raus ze treim,
obr se is wie vrschwund'n. Off amohl fällt mei Blic wied'r
off dosalbe Plah'l, wu se virmittig soß un do siht mei Kröt
wieder un blinzelt miech mit ihr'n gruß'n Ageln ganz listig ah
un dos Kuttele an ihr'n Hals wacklete in änn fort, als
wänn se fir Lach'n bal nimm'r künnt!

„Jnu du Racker“ denk iech, „ike lachst de miech anoch aus,
nu wart nör, ike soll dr obr dei Brot gebad'n sei!“ Iech leg
ne Gim'r aanz knapp vir dr Kröt hie un drück mit männ
Stöck'r e biss'l an se na, obr se lieh ne Schtöck'r noch e zwä-,
dreimohl an ihr'n Karp'r nah kumme, eh se ihr Sonnebad mit
dann schwarz'n Gim'rloch vrtauschet. 's tat änn tüchting
Klatrschsch un se war gefange.

Nu ruffet iech geschwind ne Nachbrsch-Gung un saht:
„Klaan'r, trog mr emohl die Kröt in dann Gim'r racht behut-
sam nüb'r in de Walddalong, iech gab dr ah fünf Mark (In-
flationszeit). Schiet se obr sei racht sachte im, doß de ihr
nisch ahhängst!“

Dr Klane saht, wie 'r wied'rkam, de Kröt seß ganz schüh
driem in de Wsong. Niemand war fruher, wie iech, daß se
vun männ Beet waggebracht war. Iech hoh amende schüh e
manche Ardbbeer gegass'n, wu e Kröt drunner wag gezung is,
obr dos is nu ahmohl esu in Lahm, „wos mr nett wäht (weiß),
macht änn nett hah (heiß).“